

Rajesh Parameswaran

ICH BIN HENKER

LIEBESGESCHICHTEN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Stefanie Jacobs

Kiepenheuer & Witsch



1. Auflage 2013

Die amerikanische Originalausgabe ist 2012 unter dem Titel
»I Am An Executioner« bei Alfred A. Knopf, New York, erschienen.

Copyright © 2012 by Rajesh R. Parameswaran

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Stefanie Jacobs

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, basierend auf
dem Originalcover von Holly MacDonald, Bloomsbury UK

Autorenfoto: © Michael Lionstar

Gesetzt aus der Sabon

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04521-5

Der berüchtigte Bengale Ming

Das Einzige, was ich über diesen Mittwoch, den schlimmsten und unglaublichsten Tag in meinem Leben, ohne Zweifel sagen kann: Er begann sehr schön. Ich erwachte im sommerlichen Morgenrauen, wenn der Himmel sich indigograu verfärbt und eine zähe, alles umhüllende Wärme die kühle Leere der Luft zu füllen beginnt. Am anderen Ende meines Geheges schnurrten sich Saskia und Maharaj an. Ich hatte mir die ganze Nacht ihr Geturtel und ihre Schreie beim Sex anhören müssen, aber es störte mich nicht. Auch wenn ich noch nicht wusste warum, spürte ich: Ich bin darüber hinweg. Meinetwegen konnte Saskia mit jedem Tiger der Welt schlafen, was kümmerte es mich?

Ich streckte mich, schmatzte einmal und leckte mir die Lippen, auf denen die vertrauten Aromen des Tages lagen. Irgendwie spürte ich bereits, dass dieser Morgen anders werden würde als alle bisherigen in meinem Leben. Jenseits der Mauer planschten und alberten die Nilpferde, und die Affen und Vögel, die schon vor der Dämmerung wach gewesen waren, stimmten in der Ferne nun ihren morgendlichen Chor an; ihr Krächzen, ihr Kiiee-Kiiee und Karuu-Karuu-Karuu hallten über unser kleines Reich. Es waren dieselben Geräusche wie jeden Morgen, aber an diesem Morgen war das alles schöner als je zuvor – ja, dieser Morgen war anders. Ich kam nicht gleich auf den Grund, aber nach einer Weile fiel es mir wie Schuppen von den Augen:

Ich war verliebt.

Nicht in einen Tiger in meinem Gehege – nein, die Möglichkeiten unseres kleinen Kreises hatte ich schon vor langer Zeit ausgeschöpft, und außer Saskia war seit Jahren niemand mehr neu hinzugekommen. Mein Herz schlug nicht für einen anderen Tiger. Ich war in meinen Pfleger verliebt, Kitch.

Ich weiß, das klingt seltsam. Auch für mich selbst kam es etwas überraschend, aber es ließ sich wirklich nicht mehr leugnen.

Und es war umso seltsamer, weil ich Kitch schon seit Jahren kannte. Damals, als ich noch ein Junges war, war er eine Art Gehilfe meiner ersten Pfleger gewesen, ein drahtiger und nervöser junger Mann mit einer Nickelbrille. Es war lustig anzusehen, wie er immer bemüht war, den Weg zwischen sich und der Gehegetür frei zu halten, für den Fall, dass er flüchten musste. Es stimmt, was man über uns sagt: Wir können Angst riechen, deshalb fiel er mir auf. Auch ich war damals nervös in Gegenwart von Menschen, und seine Art machte mich neugierig auf ihn.

Über die Jahre kamen und gingen die Pfleger, Tiger verschwanden und neue kamen dazu, aber Kitch war immer da. Er ließ sich einen Schnurrbart wachsen und tauschte seine Brille gegen Kontaktlinsen. Seine Wangen wurden voller, und sein Bauch rundete sich. Wenn er die Kappe abnahm, sah sein Haar von Mal zu Mal dünner aus. Er rasierte sich den Schnauzbart. Er legte die Vorsicht ab, die ich einst so faszinierend gefunden hatte.

Seine Art veränderte sich und sein Aussehen auch, aber er war und blieb derselbe liebe Kitch. Und an jenem Mittwoch war ich aufgewacht und hatte gemerkt: Kitch. Kitch! Ich liebe Kitch. Diese Erkenntnis fühlte sich an, als würde man feststellen, dass der Knochen, an dem man seit Monaten genüsslich herumknabbert, der Knochen des ärgsten Feindes ist. Der Knochen ist derselbe und der Genuss, den er bringt, auch, doch plötzlich erscheint alles in einem ganz neuen Licht. Zugegeben, das ist ein schlechtes Beispiel, aber ich will damit sagen: Ich hatte gerade meine tiefe und grenzenlose Liebe zu dem besten Freund entdeckt, den ich je im Leben hatte.

Wahrscheinlich sollte ich das näher erläutern. Es war nicht dieselbe Art von Liebe, wie wenn man eine scharfe neue Miese sieht, von der man die Krallen nicht lassen kann. Ich liebte Kitch nicht so, wie ich Saskia geliebt hatte, nicht mit derselben, sagen wir, brüllenden Leidenschaft. So aufregend war diese Liebe nicht.

Sie war anders. Wenn sich die großen Stahltore in dem Glasfaserfelsen öffneten und pfundweise Rindfleisch und frische Innereien den Gang hinabgeschlittert kamen, wessen Gesicht sah man in der dunklen Ferne, wer stand dort mit der Schaufel in der Hand? Kitch. Wenn Maharaj unruhig zu knurren begann und Streit suchte, wer hörte sein heiseres Gebrüll als Erster und kam mit dem Wasserschlauch, um ihn mir vom Leib zu halten? Kitch. Er interessierte sich für mich wie am ersten Tag, und ich staunte immer wieder über ihn, fand Trost und Freude in ihm.

Ich glaube, das würde ich als Liebe bezeichnen.

Und als mir klar wurde, dass ich Kitch liebte, schien alles andere in der Welt einen unbeschreiblichen, perfekten widersinnigen Sinn zu ergeben. Saskia, die mich links liegen ließ, die Glasfaserwände, die einsamen alten Damen auf ihren Runden durch den Zoo, die kleinen Kinder mit ihrem Karamellpopcorn, die Kakadus, die Affen und alles andere unter der Sonne, wunderschön und fremd, und ich wollte die ganze Welt umarmen. Ich hatte Futter, Wasser, Freunde und Kitch. Was brauchte ich sonst noch?

Wenn ich nur daran zurückdenke, schäme ich mich ein wenig. Das war am Mittwochmorgen.

Es dauerte nicht lange, bis die Stimmung kippte. Es begann damit, dass ich zu dem Glasfaserfelsen schlenderte, auf dem normalerweise mein Futter herunterrutschte, wo es eine schleimige rote Spur hinterließ. Ich blieb davor stehen, sah hinauf und wartete. Nichts. Ich schnüffelte, wartete. Dann schloss ich die Augen, öffnete sie wieder.

Kein Futter.

Ich wartete noch eine Weile. Und ich wartete und wartete. Ich überlegte mir ein Spiel: Ich schloss für ein paar Sekunden die Augen und redete mir ein, sobald ich sie wieder öffnete, wäre mein Futter da. Von Mal zu Mal hielt ich sie länger geschlossen, aber mein Futter kam nicht.

Ich hatte jetzt großen Hunger, und wenn ich Hunger habe, bekomme ich Kopfschmerzen. Ein dumpfes Pochen. Ich kniff die

Augen zu und versuchte, den Schmerz wegzuschlafen, aber es wurde bald unerträglich heiß in der Sonne – es war Mitte August – und ein schattiges Plätzchen wollte ich mir auch nicht suchen, damit ich das Futter, wenn es denn endlich kam, nicht verpasste, sonst vergriff sich womöglich Maharaj daran, der zwar mit seiner eigenen Mahlzeit fertig war, aber immer noch nicht genug hatte.

Ich legte mich also genau da hin, wo ich stand, in die pralle Sonne, und versuchte das Pochen in meinem Kopf zu besänftigen. Mittlerweile waren die ersten Besucher da – nicht nur ein paar morgendliche Spaziergänger, sondern wahre Horden, riesige Sommerferienschwärme, drei oder vier Reihen hintereinander, allein fünf oder sechs Schulbusladungen aus dem Ferienlager, und dazu die Touristen und die bekannten Gesichter.

Normalerweise stören mich die Zoobesucher nicht. Sie machen ihr Ding, ich meins. Sie kommen, beobachten mich ein paar Minuten, zeigen mit dem Finger auf mich und gaffen, sie reden über mich, essen ihr Eis, tun alles Mögliche, mir doch egal. Aber an dem Tag waren es so viele, und sie waren so laut, und ich hatte solchen Hunger. In meinem Kopf hämmerte es, und ich versuchte, mich zu entspannen und ruhig auf mein Futter zu warten, aber sie redeten ununterbrochen und irgendein Kind schrie: »Aufwachen! Aufwachen, Tiger! Aufwachen!« Und dann fiel ein ganzer Chor von anderen Kindern mit ein. »Aufwachen, Tiger! Aufwachen!«

Vielleicht hätte ich sie sogar irgendwann ausblenden können und wäre eingeschlafen, aber genau in dem Moment roch ich Saskia, und ihr Duft machte mich wieder munter. Sie kam direkt auf mich zu, leicht tänzelnd wie immer. Versonnen betrachtete ich das zarte weiße Fell direkt unterhalb ihres Schwanzes, wie er leicht darüber strich, wenn sie sich hin und her wiegte. Wie gesagt, ich war über sie hinweg. Es machte mir nichts aus, dass sie mit Maharaj zusammen war, mit Maharaj fickte. Aber das hieß ja nicht, dass ich nicht mehr ihren neckischen Gang bewundern durfte oder dass es mir verboten war, ihren herrlichen Duft einzatmen, wenn sie auf mich zuschlenderte.

Ich schnurrte sie an, ganz lässig. Nur ein »Hi Saskia«-Schnurren. Ich wartete darauf, dass sie meinen Gruß erwiderte, aber sie sah mich nicht einmal an. Sie ging an mir vorbei, als wäre ich Luft.

Das wiederum ärgerte mich. Es war das eine, wenn sie mit Maharaj schlief. Das war ihre Sache und ging mich nichts an. Aber mich einfach so zu ignorieren, als wären wir Fremde – das war zu viel. Ich kam mir etwas lächerlich vor, weil ich mich vor Bewunderung für ihren Gang und alles so hatte gehen lassen, und um ihr zu zeigen, dass ich sauer war, knurrte ich. Nur ein bisschen, begleitet von einem kleinen Prankenhieb als Warnung. Ich kann sie unmöglich berührt haben. Aber als sie sah, wie ich die Pranke hob, sprang sie mit einem Satz herum und brüllte so laut, dass ich mich fast bepinkelt hätte. Na gut, ich habe mich bepinkelt. Dann ging sie einfach, ganz lässig.

Jetzt lachten die Schulkinder über mich, aber ich beachtete sie nicht, legte mich wieder hin und rollte mich ein. Dann hörte ich ein vertrautes Rascheln in den Büschen und wurde nervös, denn es klang nach Maharaj. Maharaj ist ein echter Brocken von einem Kater. Er ist fast dreimal so schwer wie ich und macht eine Menge Lärm, wenn er sich bewegt. Er musste Saskias Knurren gehört haben und kam, um zu sehen, was los war.

Maharaj ließ sich Zeit, schleppte seinen massigen Körper langsam durch das Gestrüpp, und jetzt roch ich ihn – es war eindeutig Maharaj, und in mir bauten sich Angst und Druck auf. Ich überlegte: Sollte ich versuchen, mich aus dem Staub zu machen, und dabei riskieren, seine Aufmerksamkeit zu erregen, oder sollte ich lieber so ruhig wie möglich liegen bleiben und hoffen, dass er mich ignorierte?

Ich beschloss zu gehen, aber das war die falsche Entscheidung. Kaum war ich aufgestanden, hörte ich, wie Maharaj zum Sprint ansetzte, und drei schnelle Sprünge später – bamm, bamm, bamm – war sein schwerer Körper über mir, seine Krallen steckten in meinem Rücken, und er hatte seine Zähne tief in meinen Hintern geschlagen.

Ich jaulte auf und wand mich, aber er hielt mich dreißig

Sekunden oder eine Minute lang am Boden, und währenddessen hörte ich ihn furzen, fast beiläufig, laut und stinkend, als wollte er zeigen, wie entspannt er war, wie locker er mich zu Boden drücken und mir wehtun konnte. Endlich ließ er von mir ab. Er stand einfach auf und ging seelenruhig davon. (Er sah mich nicht einmal an – genau wie Saskia.) Vor dem Stahltor in dem Glasfaserfelsen, wo ich normalerweise mein Futter bekam, blieb er stehen. Er hockte sich hin und pinkelte einen dicken Strahl. Der Gestank würde tagelang an dem Felsen haften, das wusste er genau.

Ich hatte mittlerweile nur noch einen Gedanken: Kitch. Ich will Kitch. Er soll einfach nur kommen und diesen Tag retten, ihn so schön machen, wie er zu werden versprochen hatte. Kitch soll mir mein Futter bringen und meinen Felsen abwaschen. Er soll ein paar Minuten bleiben und mir Maharaj vom Leib halten. Ich will Kitchs Stimme hören, die mich lobt und mir sagt, was für ein guter Tiger ich bin, und die mir sagt, was ich tun soll. Und selbst wenn Kitch nichts von all dem getan hätte. Meinetwegen hätte er mein Futter vergessen und kein Wort zu mir sagen können. Er sollte einfach nur kommen. Ich wollte für ein paar Sekunden sein Gesicht sehen, ihn einfach nur anschauen. Schon allein der Gedanke an Kitchs rosa Gesicht beruhigte mich ein wenig, er gab mir Hoffnung und linderte den pochenden Schmerz in meinem Hinterteil und meinem Kopf etwas. Er würde bald kommen, ich wusste es.

Ich legte mich wieder hin und schloss die Augen. Auch der Besucherlärm verebbte endlich zum gewohnten fernen Summen und Schnattern, wie eine akustische Decke über der Welt, und nach kurzer Zeit schlief ich ein.

Als ich aufwachte, hatte sich eine Wolkenbank vor die Sonne geschoben, und es war grau und kalt. Meine Kopfschmerzen hatten nachgelassen, aber jetzt zog sich mein ganzer Körper vor Hunger zusammen. Ich schnüffelte an dem Stahltor, aber dort gab es weiterhin nichts als Maharajs Pisse zu riechen.

Von Kitch immer noch keine Spur. Ich konnte es nicht glauben.

In dem Moment hallte eine vertraute Melodie über den Graben, der mich von den Besuchern trennte:

*The river is chilly and the river is cold, Hallelujah
Michael, row the boat ashore, Hallelujah.*

Oh Gott, schoss es mir durch den Kopf. Nicht die »Row-your-boat«-Frau, heute bitte nicht. Da stand sie, in dicken Pullovern, stinkend und mit zerzaustem Haar, und grinste mit ihren kaputten Zähnen. Ich roch sie selbst da, wo ich saß!

Instinktiv brüllte ich sie an, aber sie hörte nicht auf zu singen. Im Gegenteil, sie jauchzte auf und grölte nur noch lauter.

*The river is deep and the river is wide, Hallelujah
Milk and honey on the other side, Hallelujah.*

Ich erhob mich, ging auf und ab, blieb hin und wieder stehen, um sie wütend anzufunkeln, aber sie ließ sich kein bisschen einschüchtern. Sie sang und sang und sang. Nach etwa einer halben Stunde ging das Singen in leises, wirres Gefasel über, bis sie schließlich auf einer Bank zusammensackte und zu schnarchen begann.

Der Tag schleppte sich weiter dahin, dabei hatte die Sonne noch nicht einmal ihren höchsten Stand erreicht. In meinem Kopf dröhnte ein schmerzhaftes Tock! Tock! Tock!, und als ich aufsah, stand da der junge Zoowärter und schlug mit seinem Müllsammelstab gegen die Bank, um die Row-your-boat-Frau zu wecken. Als sie schließlich aufwachte, ging sie still davon.

Kitch, dachte ich ununterbrochen. Kitch Kitch Kitch Kitch Kitch.

Und genau in diesem Moment erschien oben auf dem Hügel erneut Maharaj; schnell und zielstrebig kam er auf mich zu, offensichtlich auf eine weitere Konfrontation aus. Was hatte ich denn nun schon wieder getan? Ich wiederholte Kitchs Namen wie ein Mantra. Mein Kopf war kurz davor, in tausend Teile zu

zerspringen. Er tat so weh, dass ich ihn kaum bewegen konnte, und Maharaj würde mich nun endgültig fertigmachen; gleich würde er mir den Allerwertesten zerfleischen und als Zugabe auf mein Lager scheißen. Und genau in diesem Moment – als der Druck in meinem Kopf so groß wurde, dass es sich anfühlte, als würde sich mein Gehirn jeden Moment verflüssigen, den Siedepunkt erreichen und als Dampf zu meinen Ohren heraus-schießen, gerade als Maharaj sich duckte und zum Sprung ansetzte –, kurz bevor all das geschah, öffnete sich quietschend das Menschentor, und wer stand da? Kitch!

Er war es wirklich, sein gerötetes Gesicht leuchtete in der Sonne, und ich hätte fast einen Freudensprung gemacht. Maharaj drehte ab und galoppierte davon, um sich zu verstecken. Der Schmerz in meinem Kopf schmolz zu rosaroter Wonne zusammen. Wo war mein Hunger? Wo die Trübsal und der Ärger des Tages? Wie weggeblasen. Kitch war da!

Ich schwänzelte hin und her und mauzte wie ein liebestoller Luchs. Ich rannte im Kreis und biss mir in den Schwanz. Ich pinkelte einen langen heißen Strahl, auf dem Gesicht ein breites Grinsen. Ich lief auf und ab und noch einmal auf und ab, wälzte mich auf dem Rücken und ließ die Zunge heraushängen. Dann sprang ich mit einem Satz auf und brüllte. Es war Kitch! Ja, da war er endlich! Und ich liebte ihn! Und er war da!

Ich hatte ja keine Ahnung, dass das Schrecklichste erst noch kommen würde.

Kitch stand immer noch neben der Tür. Aus irgendeinem Grund wirkte er unnatürlich vorsichtig. Er war noch keinen Schritt auf mich zugekommen und hatte mich auch noch nicht gerufen, um meine Begrüßung zu erwidern, und plötzlich sah ich, dass er nicht allein war – neben ihm stand ein älterer Mann mit einer dicken Brille und weißen Gummihandschuhen. Kitch näherte sich mir schließlich von der Seite, langsam und vorsichtig, und versuchte dabei, meine Sicht auf den anderen, nervösen Mann zu verdecken.

Für solche Spielchen hatte ich nun wirklich keine Zeit. Kitch war da, und ich hatte ihm etwas zu sagen. Ich liebte ihn, meine

Liebe ließ sich nicht zurückhalten und auch Kitch sollte sie spüren. Ich hopste zu ihm hin, etwa einen Meter vor ihn, näher als je zuvor.

Hier bin ich, Kitch, und ich liebe dich, wollte ich sagen.

Als ich so auf ihn zusprang, packte ihn der Mann mit der Brille an der Schulter und sagte etwas, das ich nicht verstand, und Kitch fuhr mich harsch an. Was er dann tat, konnte ich kaum glauben. Mit dem langen Stab in seiner Hand – er trug ihn immer bei sich, hatte ihn in meiner Gegenwart aber noch nie benutzt – holte er aus, hoch über seinem Kopf, und gab mir einen kräftigen Hieb auf die Nase.

Jaulend sprang ich zurück. Ich wusste nicht, wie mir geschah. Ein scharfer Schmerz strahlte zwischen meinen Augen aus; die Welt vor mir zerteilte sich in zwei oder drei identische, scharfkantige Versionen ihrer Selbst, und dann war alles von verschwommenen roten Flecken vernebelt.

Nach und nach kehrten meine Sinne zurück. Allmählich wurde mir klar, was passiert war, dass Kitch mich tatsächlich geschlagen hatte, dass er mir vor diesem neuen Mann eins übergezogen hatte. Aber warum? Was hatte ich denn getan? Ich hatte ihm doch nur zeigen wollen, wie sehr ich ihn liebte.

Jetzt fühlte ich mich richtig elend – es war nicht nur der Schmerz in meiner Nase, sondern eine andere, kompliziertere Art der Qual. Warum tat Kitch so etwas? Mochte er mich denn nicht? Nachdem ich mir den ganzen Tag nichts sehnlicher gewünscht hatte, als jenes wunderschöne, runde Gesicht zu sehen und ihn zu lieben, obwohl er seit gestern nicht nach mir gesehen hatte, obwohl er mich ganz allein gelassen und sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, mich zu füttern? Er hätte so viel Liebe haben können, und was tat er stattdessen? Er schlug mich! Ich war verlegen und beschämt, und meine Ohren begannen zu glühen. Und dann wurde ich wütend.

Von einer Sekunde auf die andere wallte ein brennender Zorn in mir auf, der mich ausfüllte wie eine heiße Flüssigkeit, und ehe ich mich versah, setzte ich zum Sprung an und stürzte mich auf Kitch. Mit einem harten Knall fielen wir zu Boden, und ich hielt

ihn fest in den Pranken – und in gewisser Weise war es ein gutes Gefühl, ihn so zu halten, ein mächtiges Gefühl.

Es ging so schnell, und es war wirklich keine Absicht, glaube ich. Zumindest kam es mir nicht so vor, aber um ehrlich zu sein, auch nicht völlig unbeabsichtigt. Es war irgendetwas dazwischen. Ich lag auf ihm und biss zu – nur ein einziges Mal –, dann trat ich beiseite, alles geschah von einem Augenblick auf den anderen.

Der alte Mann hinter ihm schrie und flüchtete hinter das Menschentor, und ich blinzelte und sah hinab auf den Boden zu Kitch.

Ich hatte ihm in den Hals gebissen, und wo ich die Zähne hineingeschlagen hatte, waren jetzt zwei runde schwarze Löcher. Zwei dicke Blutstrahlen schossen daraus hervor. Kitch sah mich sorgenvoll an, sein Mund klappte auf und zu, und das Blut quoll ihm jetzt auch über die Lippen.

Ich konnte nicht glauben, was ich da sah. Vor ein paar Sekunden hatte Kitch noch kerngesund dagestanden, und ich hatte mich so gefreut, ihn zu sehen, und jetzt lag er meinetwegen auf dem Boden und blutete aus dem Mund. Nein, das war nicht passiert. Das konnte nicht passiert sein. Ich hatte noch nie in meinem ganzen Leben jemandem etwas zuleide getan. Ich wusste ja nicht einmal, dass ich überhaupt die Kraft hatte, einen Menschen so mühelos umzuwerfen. Um ihn herum bildete sich eine schwarze, glänzende Blutlache.

Ich musste dem so schnell wie möglich ein Ende bereiten. Was auch immer da geschehen war, ich musste es rückgängig machen. Ich rannte zu Kitch, der sich jetzt offensichtlich vor mir fürchtete. Ich leckte seinen Hals dort, wo das Blut hervorquoll; es sollte aufhören! Kitch drückte mich mit letzter Kraft von sich und versuchte, nach mir zu treten, aber ich ignorierte es und leckte weiter. Ich leckte und leckte, doch das Blut lief immer weiter, und ich leckte noch schneller.

Während ich leckte – minutenlang, so kam es mir vor –, wurde mir allmählich klar, dass ich das Blut so nicht stoppen würde. Aber ich konnte trotzdem nicht aufhören. Ich wollte nicht auf-

hören, denn irgendwo tief in mir nahm eine weitere überraschende Erkenntnis Gestalt an, etwas, das mir nie zuvor auch nur im Entferntesten in den Sinn gekommen war und das in mir den Wunsch weckte, immer schneller zu lecken und nie mehr aufzuhören. Die Erkenntnis war: Kitchs Blut schmeckte köstlich.

Kaum dass mir dieser Gedanke gekommen war, zuckte ich entsetzt zusammen. Es war Kitchs Blut, das ich da trank – Kitch, den ich liebte! Was tat ich da bloß?

Hilfe suchend drehte ich mich um. Saskia und Maharaj standen in einiger Entfernung und schauten mit unverhohlener Neugier herüber, aber keiner von beiden rührte auch nur eine Kralle, um mir zu helfen. Sie würden den Teufel tun, sich einzumischen, und ich hatte auch keine Lust, sie zu überreden.

Dann sah ich auf die andere Seite des Grabens, wo Dutzende von Menschen uns anstarrten, aufgeregt redeten und mit dem Finger auf uns zeigten. Irgendeiner von ihnen konnte Kitch doch sicher helfen, überlegte ich mir. Ich rannte auf und ab, brüllte und versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, aber niemand machte den ersten Schritt und stieg über den Graben, um uns zu helfen. Einige warfen sogar Gegenstände nach mir – Pappbecher voll Limonade, kleine Steine – und brüllten irgendetwas. Rutscht mir doch den Buckel runter, dachte ich. Als ich mich wieder umdrehte und nach Kitch sah, hockte der alte Mann mit der Brille neben meinem Freund und machte sich an ihm zu schaffen. Half er ihm? Half ihm endlich irgendjemand? Aber kaum dass ich zu ihm hinrannte, um nachzusehen, fiel der alte Mann nach hinten um und stolperte dann eilig zur Menschentür hinaus, die hinter ihm wild auf und zu schwang.

Armer Kitch! Niemand würde ihm helfen. Seine Augen waren offen, und er sah blass aus. Das Blut sickerte jetzt nur noch als dünnes Rinnsal aus seinem Hals, und der Boden um ihn herum war durchweicht wie nach drei Tagen Regen. Seine Lippen bewegten sich nur noch ganz schwach und dann gar nicht mehr, und seine Augen starrten ins Leere. Ich leckte sein süßes Gesicht, aber er reagierte nicht. Oh Kitch! Was hatte ich bloß getan? Ich musste Hilfe holen, und wenn es das Letzte war, was ich tat. Ich

drehte mich um und rannte zur Menschentür – ich war zwar noch nie dahinter gewesen, aber ich fackelte nicht lange und rannte einfach hinaus.

Draußen waren Hunderte von Leuten – wirklich Hunderte –, aber warum blieb denn niemand stehen, um mir zu helfen? Egal, wo ich hinsah, alle rannten weg, als hätten sie schreckliche Angst vor irgendetwas. Was für eine mysteriöse Furcht konnte die gesamte Menschenpopulation im Zoo ergriffen haben, ausgerechnet heute? Was konnte so schrecklich sein, dass es sie davon abhielt, Kitch zu helfen? War vielleicht ein Elefant ausgebrochen?

Schließlich durchschaute ich die Lage: Ich war Kitchs einzige Hoffnung. Ich rannte zurück zur Tür meines Geheges, aber kaum war ich dort, zuckte ein Blitz und es knallte. Als sich der Rauch verzogen hatte und das Klingeln in meinen Ohren nachließ, sah ich einen großen, hageren Mann, der sich unbemerkt hinter dem Popcornstand gegenüber von meinem Gehege hingekniet hatte, in den Händen ein langes Gewehr. Er hatte offensichtlich auf mich gewartet, und jetzt schoss er noch einmal.

Ich duckte mich und hielt ganz still. Er schoss ein drittes Mal, und hinter mir krachte es laut. Ich wollte auf ihn zuspringen, aber er feuerte noch einmal ab, und diesmal verfehlte mich der Schuss so knapp, dass mir seine Hitze im Gesicht brannte, und ich hatte keine andere Wahl, als mich umzudrehen und wegzurennen.

Ich rannte und rannte, und die Leute um mich herum schrien und rannten ebenfalls, und ich rannte hinter ihnen und neben ihnen her, weil ich ja nicht wusste, wohin sonst, und schließlich rannte ich von ihnen fort. Ich lief so lange, bis ich nicht mehr wusste, wo ich war. Es waren weder Tiere noch Menschen dort, nur ein langes schwarzes Band, auf dem etwas vorbeisauste, ächzende, kreischende und brummende Dinger auf Rädern. Alle paar Minuten hörte ich das Gewehr des großen Mannes, das mich kurz zuvor fast verbrannt hätte – oder glaubte es zu hören –, und dann rannte ich noch schneller. Ich rannte neben diesen schnellen Dingern her, und sie schleuderten herum, krachten und quietschten und machten wieder und wieder dieses alarmie-

rende Geräusch. Ich rannte und rannte, ohne zu wissen, wohin, wollte einfach nur weg von dem Wahnsinn im Zoo, dem Wahnsinn meines Lebens, und außerdem hoffte ich immer noch, irgendwie Hilfe für Kitch zu finden.

Ich rannte, bis ich kaum noch die Beine heben konnte und mir jeder Atemzug mit scharfen Krallen durch die Lunge fuhr. Dann wurde ich langsamer und drehte mich um, und die rollenden Dinger waren endlich nur noch vereinzelt und in der Ferne zu sehen. Vor mir lagen weite Grasflächen, und auf diesem gepflegten Gras standen, etwas weiter hinten, kleine Häuser. Wo ich auch hinsah: Häuser und Gras, hübsch angeordnet, so weit das Auge reichte. Und dieser Blick – der weiteste Blick, den ich je im Leben hatte! Ein kribbelndes Glücksgefühl überkam mich. Ich konnte rennen, so lange ich wollte, und keine Mauer würde mich aufhalten. Und ich rannte. So müde ich auch war, irgendetwas in mir trieb mich immer weiter, in großen Schritten, fast Sprüngen. Es war ein eigenartiges Gefühl – ich war auf der Flucht, ich war besorgt um Kitch, den ich verletzt hatte, und ich war fernab von dem einzigen Zuhause, das ich je gehabt hatte, aber trotzdem verspürte ich diese eigenartige und beinahe beängstigende Euphorie. Auf einer dieser großen Grasflächen, hinter einem kleinen Haus, entdeckte ich erfreut ein riesiges, eisblaues Becken voll Wasser. Dort blieb ich stehen und trank, so viel ich konnte. Dann tauchte ich den ganzen Kopf in das Becken und hob ihn tiefend und kühl wieder heraus. Der Wunsch nach Schlaf war jetzt so überwältigend, dass ich mich auf der Stelle hinlegte und die Augen schloss.

Aber ich schlief nur kurz und unruhig. Vor meinem inneren Auge sah ich wieder Kitch, der sich blutend am Boden wand; ich sah den Mann mit der dicken Brille und den Gummihandschuhen, mit denen er nach mir greifen wollte. Ich sah Maharaj und Saskia, die all das voller Schadenfreude beobachteten. Schließlich hörte ich die weichen Schritte des Mannes mit dem Gewehr und den scharfen Knall seiner Waffe und schreckte aus dem Schlaf hoch.

War er wirklich in der Nähe, oder hatte ich auch das geträumt? Der weite, offene Ausblick, der mich vorhin noch in freudige

Erregung versetzt hatte, schien jetzt zahllose Gefahren zu bergen. Hier war ich völlig ungeschützt. Wahrscheinlich nahm mich der stille Mann mit seinem langen Gewehr genau in diesem Moment ins Visier.

Das Becken, aus dem ich getrunken hatte, lag direkt hinter einem kleinen Haus oder Gebäude. Ich schlich mich näher heran und schnupperte nach Gefahren. Es war nicht leicht, an diesem Ort irgendetwas zu riechen, doch genau wie im Zoo schien der Geruch von Menschen in der Luft zu liegen; er drang aus einiger Entfernung an meine Nase und erinnerte mich an mein behagliches Zuhause. Ich lehnte mich gegen die gläsernen Türen des Gebäudes, bis ich eine fand, die nachgab, und setzte vorsichtig eine Pfote hinein.

Im Haus war es schattig und still, und über weiche, pelzige Böden gelangte ich schließlich in eine Art Höhle, dunkel, ruhig und kühl, wo ich zum ersten Mal so tief einschlief, dass ich mich vergaß, wenigstens für kurze Zeit.

Gut erholt wachte ich auf und war fest entschlossen, meine Suche nach Hilfe für Kitch fortzusetzen. Aber als ich die Augen aufschlug, war der Raum nicht mehr dunkel wie zuvor, sondern hell erleuchtet. An den Wänden hingen Bilder von rotnasigen Clowns mit kunterbunten Ballons, wie ich sie einmal im Zoo gesehen hatte. An einer Seite des Zimmers stand ein kleiner Käfig auf Stelzen, der oben offen war, und daraus drang das seltsam beruhigende Gurren eines Menschenjungen – auch so ein Geräusch, das ich von zu Hause gut kannte.

Aber bevor mir irgendetwas von all dem auffiel, sah ich natürlich die Frau auf der anderen Seite des Raumes. Eine ausgewachsene Menschenfrau, mit lockigem braunen Haar und rosaroter Haut, so rosa wie die von Kitch. Den Rücken zur Wand, pirschte sie sich in kleinen Seitwärtsschritten an den Käfig des Jungen heran.

Ich hob den Kopf von den Pfoten, meine Nase bebte vor Aufregung, meine Ohren waren gespitzt und das Fell auf meinem Rücken stand aufrecht. Als die Frau sah, dass ich aufgewacht war, erstarrte sie und atmete erschrocken ein. Sie hatte die Arme

hinter sich ausgestreckt, die Hände mit gespreizten Fingern an der Wand. Offenbar zwang sie sich, den nächsten Atemzug zu machen, zitternd und extrem vorsichtig. Schließlich löste sie sich von der Wand und näherte sich ganz langsam dem Käfig.

Als Katze hat man einen Instinkt für solche Situationen, und dieser sagte mir schnell: Diese Frau war die Mutter des weinenden Menschenjungen. Normalerweise hätte ich sie nur dann als Gefahr für mich betrachtet, wenn sie versuchen würde, ihr Junges zu beschützen, aber meine jüngsten Erfahrungen hatten mir gezeigt, dass Menschen unberechenbar waren und ich mich auf jeden Fall in Acht nehmen sollte.

Ich erhob mich und ging langsam in die entgegengesetzte Richtung – weg vom Käfig des Jungen –, die Frau schlich vorsichtig auf ihr Junges zu, und so zirkelten wir argwöhnisch durch den Raum.

Das Menschenjunge murrte unvorstellbar sanft und unschuldig, und ich wollte eigentlich nur, dass diese Mutter es nimmt und sich darum kümmert. Wie die meisten Zookatzen betrachtete ich mich als Waise. Wo ich herkam, wer meine Mutter war – daran habe ich keine Erinnerung. Aber als ich mit dieser vorsichtigen Menschenmutter jenes seltsame Schrittduett vollführte, blitzte tief in meinem Inneren die Erinnerung an eine ältere Tigrin auf, etwas warmes, orangefarbenes Weiches, eine sanfte und kräftige Umarmung. Meine Beine begannen zu zittern, und dann folgte ein weiterer Erinnerungsfetzen: ein heftiger Schlag ins Gesicht, wie der von Kitch zuvor, eine Hetzjagd durchs Gestrüpp und aufgeregte Stimmen.

Ich wurde ganz benommen von diesen fremden Gefühlen. Die Menschenmutter muss meine Unsicherheit gespürt haben. Sie nutzte die Gelegenheit und huschte zum Käfig ihres eigenen Jungen, und mit furchtbar zitternden Armen nahm sie das glucksende Ding heraus.

Ihre plötzliche Bewegung brachte mich wieder zur Besinnung. Schnell drehte ich den Kopf, um sie im Blick zu behalten, und als sie das sah, stieß sie einen gellenden Schrei aus und ließ in ihrer Panik ihr Junges fallen.

Was als Nächstes geschah, ging so schnell, dass ich es kaum beschreiben kann. Ich sah das fleischige Etwas auf den Boden fallen und stürzte mich instinktiv darauf.

Der winzige Mensch baumelte jetzt kopfüber und weinend an meinem Maul; ich hielt ihn nur an dem zerknitterten Stück Stoff, das er um den Po trug.

Die Mutter stand ein paar Schritte von mir entfernt und schrie noch unkontrollierter als ihr Junges, mit feuerroten Wangen. Ich hatte noch nie zuvor einen Menschen in solcher Aufregung gesehen; ich hatte keine Ahnung, wie sie sich jetzt verhalten würde.

Ich wollte auf sie zugehen, ihr ihren Nachwuchs zurückgeben, aber kaum dass ich die Pfote zum ersten Schritt gehoben hatte, zitterte und schrie die Menschenfrau noch beängstigender als zuvor, und ich ging wieder ein Stück zurück.

Jetzt wusste ich nicht mehr weiter. Ich konnte weder vor noch zurück, ohne dass die Frau noch hysterischer wurde. Ich stand einfach nur verständnislos da.

Gerade als es so schien, als kämen wir nie wieder aus diesem schrecklichen nervösen Patt heraus, tat diese Frau etwas völlig Verblüffendes. Sie bückte sich ganz langsam und hob ein paar bunte Klötze auf, wohl das Spielzeug ihres Jungen. Dann kam sie hoch und schleuderte sie mit voller Wucht auf mich. Die Klötze trafen mich hart an der Flanke, und ich wich zurück und kauerte mich hin. Als die Frau sah, dass ich mich duckte, fasste sie offenbar Mut. Sie schnappte sich, was sie nur zu fassen bekam – Plastikdinger mit Rädern daran, bunte Klötze in allen möglichen Farben und weiche, pelzige Dinger, die Ähnlichkeit mit Bären, Löwen und Menschen hatten –, und ließ das alles zornig auf mich niederhageln.

Als ich mich von meinem ersten Schreck erholt hatte, merkte ich, dass mir die Sachen nicht wehtaten, egal, wie hart die Frau warf. Meist landeten sie ohnehin weit daneben. Ich machte mir ehrlich gesagt mehr Sorgen, dass sie ihr Junges treffen könnte, so schlecht wie sie zielte – und genau das geschah auch: Obwohl ich mich schützend um es herumzulegen versuchte, flog ein Klotz

auf Rädern in hohem Bogen über meinen Kopf und prallte am pissnassen Bein des Kleinen ab.

Jetzt war ich wirklich stinksauer. Ich ließ das Junge auf den kissenweichen Boden fallen, drehte mich um und brüllte die Mutter mit der ganzen Kraft meiner heißen, feuchten Lungen an. Dann ging ich einen Schritt auf sie zu und brüllte noch einmal, so laut ich konnte.

Wie gesagt, Menschen sind unberechenbar. Kaum dass ich so brüllte, sackte die Lockendame so weich und widerstandslos in sich zusammen wie ein Häuflein Federn von einem aufgeschreckten Vogel und fiel ohnmächtig auf den Boden.

Nach ein paar Sekunden fand ich den Mut und näherte mich ihrem schlaffen Körper. Ich beugte mich hinunter, beschnupperte sie und leckte ihr übers Gesicht, aber sie wachte nicht auf.

Was sollte ich tun? Das Junge schrie jetzt, es heulte und jammerte und wälzte sich auf dem Boden. Ich konnte es doch nicht so hilflos neben seiner bewusstlosen Mutter liegen lassen. Ich ging wieder zu dem Kleinen und beschnupperte es. Ich hatte Maharaj ja schon für ein übel riechendes Biest gehalten, aber dieses Menschenjunge stank wirklich bestialisch. Ich leckte sein speckiges, salziges Gesicht, aber das beruhigte es kein bisschen. Schließlich schnappte ich es wieder an dem schmutzigen Stück Stoff. Ich zwängte mich zu der Tür hinaus, durch die ich in das Haus gekommen war, ging mit dem Menschenjungen zu dem eisblauen Becken, wo ich mich vor ein paar Stunden so wunderbar erfrischt hatte, und hielt es mit dem Gesicht in die Nähe des kühlen Wassers; vielleicht hatte es ja Durst.

Aber es machte keine Anstalten zu trinken, im Gegenteil, es schien sich sogar ein wenig vor dem Wasser zu fürchten. Deshalb war ich so frei, sein Gesicht hineinzutauchen, ganz sanft. Aber jetzt hustete und spuckte das kleine Ding und weinte noch lauter.

Das laute Geschrei ließ meinen pochenden Kopfschmerz vom Morgen zurückkehren. Außerdem machte ich mir Sorgen, die Leute in den Nachbarhäusern könnten den Lärm hören, oder der Mann mit dem Gewehr, der mich ganz sicher auch jetzt noch verfolgte. Ich überlegte, ob ich das Junge einfach liegen lassen

und wegrennen sollte, aber ich ertrug die Vorstellung nicht, dass es dann hilflos, schutzlos und ohne Mutter dort im Freien läge. Trotzdem machte mich dieses kleine Menschlein ganz verrückt, und es musste wirklich etwas geschehen, damit es sich beruhigte, und zwar schnell. Ich gebe zu, mir fehlt der Mutterinstinkt, und ich wusste lange nicht, was ich tun sollte.

Dann hatte ich einen Geistesblitz. Ich legte das Junge vorsichtig auf das Gras, machte das Maul weit auf, nahm seinen Kopf behutsam ganz hinein und hob es hoch.

Siehe da! Das Junge weinte nun schon deutlich leiser. Mein Maul kam ihm wohl wie ein warmer, beruhigender Leib vor. Und bald zappelte es auch nicht mehr mit den Armen und Beinen, die Schreie in meinem Maul verebten zu einem ruhigen Wimmern und verstummten schließlich ganz; das Kleine schlief allmählich ein.

Erst als ich den Kopf des Jungen wieder losließ und es sachte auf dem Gras ablegte, wurde mir klar, was ich da getan hatte. Ja, der Babymensch hatte aufgehört zu weinen, aber er atmete auch nicht mehr! Ich Dummkopf hatte ihn unbeabsichtigt und leichtsinnig erstickt. Um Himmels willen. Ich hob ihn auf und schüttelte ihn nach links und rechts. Dann ließ ich ihn fallen, brüllte ihn an, hob ihn wieder auf und schleuderte ihn noch etwas länger herum in der Hoffnung, ihn irgendwie zu erwecken.

Er war danach nicht lebendiger als vorher, sah jetzt aber ziemlich lädiert aus, mit kleinen Schrammen hier und da, verrenkten Gliedern, blauen Flecken, die sich ausbreiteten wie Seen, und kleinen Löchern von meinen Zähnen, wobei mir das in seinem rechten Auge, aus dem ein farbiger Sirup lief, die größte Sorge bereitete.

Mir wurde übel. Wieso tat ich das bloß immer wieder – unabsichtlich Menschen verletzen? Was stimmte mit mir nicht? War ich etwa böse?

Ich schnappte mir den Babymenschen wieder an seinem schmutzigen Stofffetzen, sodass er an meinen Zähnen baumelte, und trug ihn davon. Jetzt musste ich zwei Menschen wieder in Ordnung bringen, aber das hatte auch etwas Tröstliches: Wenn

ich jemanden fand, der mir mit diesem Jungen half (das federleicht und gut zu tragen war), dann wusste ich immerhin, dass es Hilfe für Kitch gab.

Und, ja, ich musste das Blut dieses kleinen Menschen einfach kosten; es schmeckte noch süßer als das von Kitch. Doch obwohl ich einen ganzen Tag lang nichts gefressen hatte, kam es mir nie in den Sinn, dieses Kind zu fressen. Na ja, genau genommen dachte ich einmal ganz kurz daran, verwarf diesen kranken Gedanken dann aber sofort wieder.

Ich streifte durch die Straßen des Ortes, an meinem Maul baumelte das tote, triefende Menschenbaby, das ich vor mir hertrug wie der Nachtwächter im Zoo seine Lampe, und ich sah kein anderes Lebewesen. Es war niemand da, der helfen konnte.

Ich muss noch weitere Stunden so umhergeirrt sein, bevor ich schließlich zu einem riesigen Meer aus stehenden Blechkästen gelangte, die vor einem großen Betonklotz voller Menschen standen. Ich ging auf sie zu, und wieder rannten sie schreiend vor mir weg, aber an diese Reaktion war ich mittlerweile so gewöhnt, dass ich die Menschen gar nicht mehr beachtete. Ich war auf der Suche nach dem einen Menschen, der mich ansah, stehen blieb und wusste, was zu tun ist – derjenige, der wusste, wie man diesem Jungen, mir und meinem Freund helfen konnte, meiner großen Liebe Kitch.

Ich ging weiter in den Betonklotz hinein, und die Leute rannten schreiend in alle Richtungen davon, aber ich blieb ruhig. Die Leute trugen Tüten voller Kleider und Spielzeug, Gerätschaften und Sachen, und als sie mich sahen, ließen sie sie fallen oder schmissen sie irgendwohin, aber ich ging einfach ruhig weiter.

Am anderen Ende des Gebäudes trat ich wieder hinaus ins Sonnenlicht. Niemand hatte mir geholfen, und ich fragte mich nun wirklich: War ein totes Baby denn allen egal? Gab es niemanden auf dieser Welt, den das kümmerte?

Mittlerweile stand die Sonne schon tief, und ich war niedergeschlagen. Ich wollte mich einfach nur hinlegen und alles vergessen, ich wollte diesen Tag abhaken und im Nichts verschwinden lassen.

Ich überquerte schließlich eine weitere Straße – die Räderkisten quietschten und krachten ineinander und erwischten mich fast, aber es war mir egal – und suchte mir ein ruhiges Eckchen unter einer großen Brücke. Über mir hörte ich diese rollenden Dinger vorbeirauschen, aber hier unten war es schattig und kühl. Vorsichtig legte ich das Menschenjunge ab und ließ mich neben ihm nieder. Irgendwo in der Ferne heulten Sirenen. Über mir sausten diese Kisten vorbei, eine nach der anderen, und die Brücke ächzte und bebte unter ihrem Gewicht. Vom Himmel hallte das zerfetzte Dröhnen von irgendetwas Fliegendem, und alle Geräusche auf dieser Welt erschienen mir hässlich und neu. Von weit weg glaubte ich den lauten Knall eines Gewehrs zu hören, und ich wusste, sein orangefarbenes Feuer war nicht mehr weit. Ich wollte nur noch zurück in mein Gehege, das Baby sollte wieder leben und Kitch sollte es gut gehen. Aber das würde nicht geschehen. Ich hatte mir etwas vorgemacht – nichts auf der Welt konnte Kitch wieder lebendig machen. Manche Dinge lassen sich nicht mehr rückgängig machen. Es würde einfach nie geschehen.

Ich stellte mir Kitchs rundes Gesicht vor, wie es vor ein paar Tagen war, rosarot und leuchtend unter seiner khakifarbenen Kappe, und musste unwillkürlich lächeln. Ich dachte an die Row-your-boat-Frau und ihr sanftes, trauriges Lied. Ich hatte mich so darüber geärgert, aber jetzt erschien mir dieser Klang geradezu lieblich:

*My brothers and sisters are all aboard, Hallelujah
Michael row the boat ashore, Hallelujah.*

Und ihr Gesang war so nah und so real, dass es mir vorkam, als säße sie direkt neben mir, und als ich aufsaß, saß sie wirklich dort. An jedem anderen Tag hätte es mich überrascht, sie hier zu sehen, aber heute wunderte mich nichts mehr. Sie hockte unter derselben Brücke wie ich, in einem Nest aus Tüten und Müll. Sie sah mich an und sang, und dabei lächelte sie mit ihren kaputten Zähnen.

Dann stand sie auf und kam zu mir. »Du bist extra gekommen, um mich zu besuchen?«, fragte sie.

Ich war zu müde, um aufzustehen, aber ich hob ganz leicht den Kopf. Ich freute mich so, sie zu sehen, dass mir Tränen aus den Augen rollten.

Als sie das Menschenjunge neben mir sah, schüttelte sie den Kopf. »Oh Tiger«, sagte sie, »oh Tiger, schäm dich.« Sie beugte sich hinab und strich ihm über den Kopf. »Ming, der Schreckliche!«, jauchzte sie und kicherte in sich hinein, und dieses Kichern war das Seltsamste und Süßeste, was ich je gehört hatte.

Ich schloss die Augen und sah den rot-grünen Miniaturwald im Zoo vor mir, und überall waren Tiger wie ich. Saskia und Maharaj waren auch da, ich hatte ihnen verziehen und tollte mit ihnen herum. Nicht weit entfernt stand die lockige Mutter des Babymenschen, und sie war auch meine Mutter – sie war es die ganze Zeit gewesen. Im Traum hatte ich selbst Kinder, Tigerbabys, kleine verspielte Junge, so klein, wie ich einmal gewesen war, so klein wie das Menschenbaby, das ich getötet hatte. Die Tigerbabys purzelten übereinander, tollpatschig und zuckersüß. Ich versuchte sie abzulecken und mit ihnen zu spielen, aber meine Zunge und meine Pranken waren zu rau und zu kräftig, die kleinste Berührung hätte den Babys geschadet, also hörte ich auf, sah ihnen einfach nur zu und hielt Wache.

Jenseits des Grabens standen Kitch und eine große Horde anderer Menschen, die uns beobachteten und bewunderten, und dann kletterten sie einer nach dem anderen über die Mauer und wateten durch den Graben, denn sie wollten unbedingt zu uns kommen. Bald stiegen Heerscharen von Menschen ins Tigergehege und rannten meinen Hügel hinauf. Es waren so viele, dass ich meine zarten Babys nicht vor ihren schweren Füßen in Sicherheit bringen konnte. Sie stapften über meine Jungen hinweg und zertrampelten sie in ihrem blinden Rausch, und der komische alte Mann mit der dicken Brille und den Gummihandschuhen sammelte sie ein und warf sie in einen Plastiksack, während ich völlig außer mir war. Aber dann kam Kitch. Er blieb stehen, tätschelte mir den Kopf und kraulte mich hinter dem

Ohr. Alles ist gut, sagte er. Die Tigerbabys seien nicht mehr da, aber das sei in Ordnung, und er selbst sei auch nicht mehr da, und auch das sei in Ordnung. Und während er mich streichelte, spürte ich, wie er allmählich meinen Kopf zerquetschte. Seine Finger steckten tief in meinem Gehirn, und er massierte es zu einem weichen Brei, was sich irgendwie gut anfühlte, mir aber auch Angst machte, denn ich wusste, ich würde bald in Vergessenheit geraten.

Als ich aufwachte, war es schon dunkel. Ein schmerzender Hunger zerrte an meinen Rippen. Das Dröhnen am Himmel war jetzt eher ein Knattern; es kam näher und ich wusste, dass ich bald aufstehen und mich in Bewegung setzen musste, wenn ich den Gewehren entkommen wollte. Aber in dem Moment beruhigte mich dieser Gedanke nicht. Ich hatte wieder jenes Gefühl vom Morgen, als mir gerade klar geworden war, dass ich Kitch liebte, und die Welt für einen Augenblick einen wunderbaren Sinn ergeben hatte.

Alles wirkte wieder so klar, all das Schreckliche schien auf einmal so sinnvoll, alles war gut und leuchtete mir ein. Ich blickte an mir hinab und sah, dass die Row-your-boat-Frau auf mir eingeschlafen war. Sie lag da ganz friedlich zusammengerollt und hatte den Kopf an meine Hüften geschmiegt, und ich dachte, was ist sie doch für eine wunderbare Frau. Ich liebe dich, Row-your-boat-Frau, und dann riss ich das Maul weit auf, schlug die Zähne in ihren weichen Bauch und riss ihr die Eingeweide heraus.

Sie schnappte nur einmal nach Luft, ohne dabei die Augen zu öffnen – scharf und plötzlich, als hätte sie gerade eine wunderbare Überraschung erlebt. Und das war es, sie atmete nicht einmal mehr aus.

Es fühlte sich so gut an, sie einfach so zu töten, so richtig. Es berührte mich. Ich tat es nicht im Zorn oder aus Hunger, und es war auch kein Akt der Gedankenlosigkeit wie bei dem armen Menschenbaby. Mir kommt das Wort Instinkt in den Sinn, und doch weiß ich, dass ich sie *bewusst* tötete. Ich tötete sie bewusst, es erschien mir unvermeidlich, und es stimmte mich traurig und

fröhlich zugleich. Ich machte mich an die Arbeit, riss ihr sämtliche Organe heraus und schälte selbst den kleinsten Fetzen ihres süßen Fleisches von ihr ab, und als ich das alles aufgefressen hatte, als ich selbst die weichen Fleischkissen aus ihren Wangen gelutscht hatte und die Row-your-boat-Frau nur noch ein glänzendes Häuflein Knochen und Sehnen war, drehte ich mich um und schnappte mir das Menschenjunge. Mit zwei Bissen knackte, knusperte, schlürfte und verschlang ich das kleine Ding, dabei weinte ich. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie so viel Liebe empfunden.

Die wundersame Karriere des Dr. Raju Gopalarajan

Es überraschte keinen von uns, als wir hörten, dass Gopi Kumar bei CompUSA gefeuert worden war. Wir stellten uns vor, wie er nach Hause kam und seiner Frau großspurig verkündete, seine Chefin werde jeden Moment merken, was für einen Fehler sie da gemacht habe, und ihn anflehen, seinen Job wieder anzunehmen. Manju hatte dann sicher geschnaubt und gesagt: »Aber du gehst trotzdem zum Arbeitsamt und lässt dich registrieren« (was Gopi schließlich auch tat). Was Manju jedoch nicht wusste – was keinem von uns klar war: Gopi hatte bereits beschlossen, seinen Lebensunterhalt künftig als Arzt zu verdienen.

Drei Wochen später unterschrieb er den Mietvertrag für eine kleine Praxis in Manvel, gut anderthalb Stunden von seiner Wohnung entfernt; ein Ort, an dem er keinem von uns begegnen würde, wie er hoffte. Seiner Frau erzählte er, er würde sich nach einer Stelle umsehen, und später hatte er dann angeblich eine gefunden, als Fernsehverkäufer. Doch wenn er in diesen Tagen nach Hause kam, war er stets voll bepackt mit Büchern, mit allem, was er in der öffentlichen Bibliothek des Kreises Doakum über Medizin und Chirurgie finden konnte. Jeden Abend brütete er darüber, schrieb sich mit Bleistift Notizen an den Rand und konsultierte das Internet, wenn ihm etwas unklar war; und Manju stand in der Tür und sah ihm zu, leicht entnervt wie immer.

»In Leihbücher darf man nichts reinschreiben«, sagte sie. Manju war Sekretärin in einem Versicherungsbüro, sie kam uns in der Öffentlichkeit schüchtern vor, ein wenig unsicher – die Art Frau, die immer Saris trug und auf Tamil antwortete, wenn man sie auf Englisch ansprach. Es entging uns aber auch nicht, dass

sie zu Hause, ihm gegenüber, recht kühn geworden war, denn wenn man mit einem Mann wie Gopi verheiratet war, der seine Mitmenschen nicht immer so recht wahrnahm, konnte man ruhig etwas lauter werden und sagen, was man dachte, ohne dass jedes Wort auf die Goldwaage gelegt wurde.

»Warum denn nicht? Ich zahl doch Steuern dafür«, entgegnete Gopi dann.

»Als ob du immer deine Steuern bezahlen würdest. Was liest du da überhaupt?«

Und dann sah er sie an und sagte so etwas wie: »Kümmere dich um deinen eigenen Kram«, »Du hast wohl nicht genug Arbeit, dass du hier herumstehst und mir auf die Nerven gehst?« oder »Vielleicht solltest du selbst mal in ein Buch schauen, dann würdest du auch mal was lernen.«

»Wo du ja so ein Genie bist«, antwortete Manju dann. Oder sie hielt den Mund und beschloss, dass es nicht wichtig genug war, um ihn noch weiter zu provozieren.

Wenn Gopi sich schlafen legte oder zur Toilette ging, warf Manju natürlich einen Blick in die Bücher, um zu sehen, was ihren Mann so brennend interessierte, und deshalb meinten manche, sie muss davon gewusst und beschlossen haben, ihn nicht aufzuhalten – dass sie für alles, was später geschah, genauso viel Verantwortung trug wie er. Schließlich hatte Manju selbst die Geschichte erzählt, wie Gopi eines Tages in Indien den Verkehr vor seinem Haus so satt gehabt hatte, dass er sich aus den alten Khakihosen und -jacken seines Vaters, der bei der Luftwaffe gewesen war, eine Uniform zusammengestellt hatte und damit auf die Straße gegangen war. Er hatte handgeschriebene Strafzettel verteilt, sie gegen lautstark ausgehandelte Schmiergelder zerrissen und erst wieder damit aufgehört, als Manju vorgab, sie würde bei der Polizei anrufen und *ihn* anzeigen. Es heißt, Manju muss gewusst haben, dass ihr Mann schon eine einschlägige Vergangenheit als Hochstapler hatte, und sobald sie einen Blick in die Bibliotheksbücher geworfen hatte, hätte sie den logischen Schluss daraus ziehen müssen.

Doch wer so etwas sagt, begreift nicht, dass es mehr als einen

logischen Schluss gab. Wie jeder weiß, hatte Manju in den einundzwanzig Jahren ihrer Ehe kein Kind bekommen können, und als sie die Bücher sah, die ihr Mann mit nach Hause gebracht hatte, mit den anschaulichen Fotografien von weiblichen Organen, von glänzenden Uteri, Scheidengeschwüren, blaugrünen Föten und ekzembedeckten Brustwarzen, hätte sie genauso gut glauben können, Gopi fühle sich einsam, weil er kinderlos und fast schon ein alter Mann war, und suche wieder einmal nach einer Lösung für ein Problem, das, wie sie vor langer Zeit beschlossen hatten, den Launen und der Gnade Gottes überlassen bleiben musste.

Wir mochten Manju sehr, und sie fehlt uns. Sie hatte eine wunderschöne Stimme, und wir baten sie auf jeder unserer Feiern zu singen. Sie setzte sich im Schneidersitz auf den Boden und räusperte sich, es wurde still im Raum, und Eltern hießen ihre Kinder, ruhig zu sein. Dann ließ sie ihre Stimme erklingen, und tief und bebend und voller Ehrfurcht und Traurigkeit sang sie von dem schönen, dunkelhäutigen jungen Krishna, wie sie ihn liebte und vermisste, wie sie sich in einsamen Nächten nach ihm verzehrte, aber niemals mit ihm zusammen sein konnte. Und während sie sang, bemerkten wir auch bei uns selbst einen hohlen Raum in der Brust und spürten, wie er sich mit einer süßen Sehnsucht füllte, die wir nicht greifen konnten, und unsere Augen wurden feucht und brannten. Wer darüber redet, was Manju und ihr Mann getan haben und was mit ihnen geschah, darf nicht vergessen, dass jeder Mensch Abgründe hat.

In den Räumen, die Gopi von seinen und Manjus kargen Ersparnissen anmietete, hatte vorher ein Tierarzt praktiziert, und das war Gopi nur recht, denn so ließen sie sich mit wenig Aufwand in eine richtige Arztpraxis verwandeln. Es war ein kleines Ladenlokal in einem Einkaufszentrum mit billigen Mieten, an einer ruhigen Landstraße und von anderen Geschäftsgebäuden durch ein grasbewachsenes Feld getrennt, auf dem ein Dutzend längst ausgedienter Ölpumpen wie großschnäblige Vögel herumstan-

den und auf dem im Sommer knochige Hamburger-Kühe gras-ten.

Es war so ein Ort, an dem sich jeden Morgen junge Männer mit Baseballkappen und Stetson-Hüten auf dem Parkplatz versammelten, dort herumstanden, bis die Sonne zu brennen begann, und sich dann in den schmalen Streifen Schatten neben dem Gebäude zurückzogen. Gopi sah sie, wenn er morgens zum Saubermachen und Vorbereiten kam; ihre Hüte tanzten vor seinem Praxisfenster auf und ab, während sie auf die mal vereinzelt, mal im Pulk ankommenden Pick-ups warteten, auf deren Fahrer, die mit dem Finger auf diejenigen zeigten, die einsteigen sollten.

Eines Tages bot Gopi einem der wartenden Männer dreißig Dollar an, damit er ihm half, die Schränke auszuräumen und die Wände zu schrubben. Der Mann war froh über die Arbeit. Wie inzwischen jeder weiß, hieß er Vicente; er hatte ein breites Lächeln und mochte etwa dreiundzwanzig sein. Auf Gopis Frage, woher er komme, antwortete Vicente: »Puebla, Mexiko. Und Sie?«

»Madras, Indien«, sagte Gopi.

Wir stellen uns vor, wie Gopi und Vicente die verstreuten Häufchen und Tierfutterreste zusammenfegten. Sie warfen die rostigen Kleintierkäfige hinaus, die hier und da gestapelt waren, und schrubbten die komischen Flecken von dem kleinen Edelstahl-Untersuchungstisch, der an einer Wand befestigt war. Erfolglos gingen sie dem Klopfen und Fiepen nach, das nach Gopis Überzeugung das Getrappel und das Rufen eines entlaufenen und vergessenen Haustiers sein musste, und als sie fertig waren, roch es zwar immer noch hartnäckig nach Urin, aber Gopi war zufrieden.

Damit die Praxis ein bisschen mehr hermachte, bestellte Gopi über das Internet ein Telefon, ein Skalpell, eine Pinzette, eine Schere, Verbandmull und Watte, Franzbranntwein, Verbände in unterschiedlichen Größen, Gummihandschuhe und einen Mikrowellenherd, und er besorgte sich von einem Freund in einem indischen Krankenhaus einen kleinen Vorrat an verschreibungspflichtigen Medikamenten.

Nach zwei Wochen Vorbereitung eröffnete Gopi seine Praxis. In einem Copyshop hatte er ein kleines Schild mit dem Pseudonym anfertigen lassen, das er sich ausgedacht hatte: DR. MED. RAJU GOPALARAJAN, SPEZIALIST FÜR FRAUENKRANKHEITEN UND SONSTIGE BESCHWERDEN. Dieses Schild befestigte er nun mit Klebeband im Fenster. Wir stellen ihn uns vor, wie er da stand in einem weißen Laborkittel aus dem Laden für Arbeitsbekleidung, um den Hals das Stethoskop, das am Morgen in der Post gewesen war, und wie er es nun auf die Ohren setzte und sich seinen Herzschlag anhörte. Das Herz klang kräftig und klar, und Gopi war übergücklich, wie gut er das alles hinbekommen hatte. Dann tanzte er, nur für einen Moment. Später, als er an seinem Schreibtisch saß, setzte er sein Lausbubengrinsen auf. Dann war es still. In den Wänden regten sich keine seltsamen Wesen, niemand rief an. In der Stille hörte er wieder seinen Herzschlag, und für einen Moment sah sich der arme Mann wie aus der Ferne. Er sah sich so, wie wir ihn sehen, allein in seiner Praxis an einer kaum befahrenen Landstraße. Ein Arzt? Vielleicht hätte er doch lieber klein anfangen sollen, erst einmal von zu Hause aus praktizieren, seinen Freunden Medikamente verschreiben und ärztliche Bescheinigungen für ihre Kinder ausstellen. Aber selbst das kam ihm jetzt absurd vor. Seine Wangen begannen zu glühen, und ihm dämmerte, dass er einen riesigen und lächerlichen Fehler gemacht hatte.

In seiner linken Schulter und in seinem Nacken entstand eine Anspannung, und Gopi redete sich ein, er müsse das Ganze so groß wie möglich aufziehen, damit die Leute ihm abnahmen, dass er Arzt war. Aber die Panik verging nicht, und Gopi musste jetzt dringend unter Menschen, deshalb trat er hinaus und gesellte sich zu den Männern auf dem Gehweg.

»Guten Morgen, Sportsfreunde«, sagte er zu ihnen. Seine Hände steckten in den Taschen seines Laborkittels, das Stethoskop hatte er um den Hals gehängt.

»Guten Morgen«, erwiderten sie seinen Gruß. Gopi erkannte Vicente und einige andere Männer, und als sie ihn jetzt in einem weißen Arztkittel sahen (er sah sicher ziemlich intelligent aus),

sagte einer etwas auf Spanisch und ein anderer fragte: »Sind Sie der Arzt?«

»Wir wussten gar nicht, dass Sie der Arzt sind«, fügte Vicente hinzu. »Wir dachten, Sie richten nur die Praxis her.«

»Doch, ich bin der Arzt«, sagte Gopi.

»Guten Morgen, Herr Doktor«, sagte Vicente lächelnd, und Gopis Anspannung löste sich.

Dann krepelte Vicentes Freund seine Jeans hoch und zeigte Gopi einen Ausschlag auf dem Schienbein, hässliche schwarz-weiße Beulen, und die Männer versammelten sich um ihn, um zu schauen. So kam Gopi Kumar alias Dr. Raju Gopalarajan zu seinen ersten Patienten.

Wie so viele von uns wollte Gopi schon sein Leben lang Arzt werden. Wer ihn von früher kannte, von zu Hause, der weiß noch, dass er sich stets als Märtyrer betrachtete, weil er diesem Fach früh abgeschworen hatte, nachdem er mit ansehen musste, wie die beträchtlichen Schmiergelder an die Aufnahmekommission der medizinischen Fakultät die Familien von Freunden fast an den Bettelstab brachten. Wenn man ihn fragte, wie die Aufnahmeprüfung gelaufen sei, erzählte Gopi (der grottenschlecht abgeschnitten hatte) in stolzer Entrüstung, seine Punktzahl tue nichts zur Sache, weil er seinem Vater ohnehin niemals die Last und die Demütigung zumuten wolle, vor diesen Halsabschneidern kriechen zu müssen.

Er ging vom College ab und arbeitete eine Zeit lang als Hilfskraft in einem Krankenhaus in Madras. Das sei doch keine Arbeit für einen Brahmanen, meinten manche, aber er war verrückt nach Krankenhäusern. Er fand sie aufregend. Wenn es um seine Aufgaben ging, musste er seinen Vater jedoch anlügen: blutige Verbände vom Boden aufheben oder die warmen, feuchten Teströhrchen mit den Urinproben anderer Leute von A nach B bringen. Bei den Ärzten war er nie sonderlich beliebt gewesen – er katzbuckelte nicht und sagte nicht »salaam« wie andere Hilfskräfte; selbst die niedersten Aufgaben übertrugen sie ihm nur